

Haben wir den Europa-Traum bereits ausgeträumt?

Im ersten Halbjahr 2007 übernimmt Deutschland zum zwölften Mal die Präsidentschaft in der Europäischen Union. Der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier hat im Dezember 2006 in der Auftaktpressekonferenz eingestanden, dass Europa momentan eine Krise durchmacht, die sich unter anderem im Vertrauensschwund in die EU äußert. Die Argumente der Vergangenheit würden nicht mehr ausreichen, um die Bürgerinnen und Bürger für das vereinte Europa zu begeistern¹. Mit dieser Feststellung knüpft Steinmeier an die knapp zwei Jahre zurückliegenden Ereignisse an, als 2005 die Bevölkerung Frankreichs und Hollands den Verfassungsvertrag der erweiterten Union, der ihre politische Zukunftsgarantie sein sollte, im spektakulären Volksentscheid ablehnte. Seitdem haben sich zwar die Wogen geglättet, aber die Frage nach der weiteren Entwicklungsrichtung des opulenten Staatenverbandes bleibt nach wie vor unbeantwortet und steht inzwischen „als Symbol für die Selbstblockade Europas“². Der deutsche Außenminister sieht daher in der Lösung der Verfassungsfrage ein vorrangiges Anliegen deutscher Präsidentschaft: „In der Verfassungsfrage streben wir an, den Reformprozess der EU nach zweijähriger Denkpause wieder in Gang zu setzen und hierfür Modalitäten, Zeitplan und die inhaltliche Orientierung festzulegen“³. Während aber Steinmeier ausschließlich die politische Substanz der Verfassung ins Auge fasst, behaupten viele Kritiker, das Politische allein reiche nicht mehr, um die Menschen für den europäischen Riesen zu begeistern; ihm fehle schlichtweg der Geist.

Europa

In Zeiten der Not und Bedrohung pflegen die Menschen besonders intensiv zu träumen, von besseren Zeiten, von einer glücklicheren Zukunft. Der schwarze Pfarrer und Bürgerrechtler Martin Luther King teilte seine Visionen vom friedlichen Zusammenleben von Schwarzen und Weißen in Amerika mit seinen Staatsbürgern und konnte Hunderttausende für die Träume begeistern, die kurz nach seinem Tod Wirklichkeit geworden sind.

¹ http://www.eu2007.de/de/News/Speeches_Interviews/January/0501-AA.html

² http://www.eu2007.de/de/News/Press_Releases/January/1912AA.html

³ http://www.eu2007.de/de/News/Speeches_Interviews/January/0501-AA.html

Zu demselben „Club der friedlichen, frommen Träumer“ gehörte der deutsche Dichter Werner Bergengruen, der zu Zeiten der ‚braunen Pestilenz‘ vom vereinten, befriedeten Europa träumte.

Es wäre sicherlich nicht nur von historischem oder literarischem Interesse, sondern auch von großem politischem Nutzen, ab und zu die einst geträumten Visionen Revue passieren zu lassen.

Vor zwei Jahren ist das Thema ‚Europa‘ wieder ganz aktuell geworden und sorgte, wie schon lange nicht mehr, für Schlagzeilen, ungezähmte Emotionen und leidenschaftliche Diskussionen. Der Versuch, die Europäische Union von einem rein wirtschaftlichen in ein politisches Gebilde umzuwandeln ist vorerst an dem französischen und holländischen Veto für den neuen Verfassungsvertrag gescheitert; damit ist die Union an den Scheideweg gelangt.

Der spanische Präsident des Europäischen Parlaments Jose Borrell kommentierte die Wahlergebnisse mit den Worten: „Die Angst ist stärker als der Traum von der politischen Einheit“ (Beste [u.a.] 2005: 94). Luxemburgs Ministerpräsident Jean-Claude Juncker pflichtete ihm bei: „Wir müssen feststellen, dass Europa die Menschen nicht mehr zum Träumen bringt“ (ebd.).

Politiker wie Journalisten mutmaßen um die Wette, was den „Sieg des Euro-Nihilismus“⁴ bewirkt hat und sie haben kein leichtes Spiel, denn gegen den Verfassungsvertrag stimmten sowohl die links- wie die rechtsgerichteten Wähler, die Jungen wie die Alten: Für die einen war er zu wenig, für die anderen zu sehr liberal, manche stoßen sich an dem Zuviel-Europa, die anderen wünschten noch mehr davon. Es ist wahrhaft schwierig so viele unterschiedliche Meinungen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und sich daraus einen Reim auf die Ursache für den klinischen Tod des Verfassungsvertrags zu machen. Trotzdem wird in dem Artikel der Versuch gewagt, das Unmögliche zu leisten und unter Berufung auf einen scharfsinnigen Schüler der Geschichte, den deutschen Schriftsteller Werner Bergengruen, eine Diagnose der die Union plagenden Schwächen aufzustellen. Dabei ist die Lektüre des Gedichtzyklus „Der ewige Kaiser“ sehr aufschlussreich. Besonders anregend ist Bergengruens Auffassung von den Kräften, die einst die Identität des europäischen Erdteils geformt hatten, und die auch in seiner Zukunft nicht fehlen dürfen:

„Es steht der Dichtung nicht zu, die Formen der künftigen europäischen und übereuropäischen Zusammenschlüsse vor ihr Urteil zu laden [...] Wohl aber darf sie in ihrer Weise daran erinnern, dass jene Zusammenfassungen der Völker, auf die wir hoffen, von den nämlichen seelischen und geistigen Kräften getragen sein werden, die dereinst das Bild des alten Reiches geformt haben“ (Bergengruen 1951: 77).

In diesen dem Nachwort entnommenen Worten weist der Autor auf das erwünschte Vorbild für das künftig vereinte Europa hin. Dieses Vorbild ist das Jahr- hunderte überdauerte Kaiserreich Karls des Großen. Das von Bergengruen in

⁴ Den Begriff prägte der französische Philosoph André Glucksmann. Siehe Beste [u.a.] 2005, S. 94.

sei- nem Gedichtband dargestellte Gedankengebäude „Reich“ scheint das zu enthalten, was der Europäischen Union heute fehlt, woran sie krankt und auseinander zu brechen droht. Aus diesem Grunde wäre es lohnend, das wenig bekannte Büchlein der Vergessenheit zu entreißen und es als Anregung für die Lösung europäischer Probleme einer Analyse zu unterziehen. Werner Bergengruen gehört der Gruppe christlicher Dichter an, was zu bedeuten hat, dass die Wirklichkeit von ihm im Lichte der monotheistischen Religion erfahren und mittels dieser erklärt wird. „Der Dichter gibt also in seiner Dichtung keine eigene Deutung. Er deutet nicht die Wirklichkeit, sondern empfängt schon gedeutete Wirklichkeit“. Der persönliche Gott ist diese Wirklichkeit, „in der der Mensch lebt, in bezug auf die der Mensch lebt und die sich in Bezug zum Menschen setzt“. Eine Realität außerhalb dieses absoluten Seins, dieses universalen Seinsraumes gibt es nicht (vgl. Mann 1968: 14f.). Dieser Tatsache muss Rechnung getragen werden, wenn im Folgenden Bergengruens poetische Auffassung vom Wesen Europas und von der Zukunft des Alten Kontinents besprochen wird.

Ein Gedichtband

Verfasst in den Jahren 1935-36, wurde der Gedichtband ohne Nennung des Verfassernamens im Frühjahr 1937 in Graz veröffentlicht. Nach Österreichs Anschluss wurde das regimekritische Buch verboten und von der Gestapo konfisziert⁵. Als 1951 „Der ewige Kaiser“ neu aufgelegt wurde, kam der Autor in dem Nachwort auf die Entstehungsgeschichte des Gedichtzyklus zu sprechen. Es hat sich im Jahre 1933 zugetragen, dass Bergengruen in Kaiserswerth am Rhein, der alten kaiserlichen Pfalz weilend, die auf Friedrich I. Barbarossa bezogene mittel- alterliche Inschrift las: *justiciam stabilire volens et ut undique pax sit* – gewillt, der Gerechtigkeit einen festen Grund zu geben und dass allenthalben Friede sei“. Vor dem Hintergrund der ‚Brand‘-neuen politischen Ereignisse, „der Erniedrigung, Rechtsverleugnung und Friedlosigkeit“, erschütterten den Dichter diese Worte, die die Reichsidee und die Aufgabe des Kaisers auf eine so erhabene und sittlich unanfechtbare, dabei einfache und klare Formel brachten.

Die moralische Kluft zwischen der von den Nationalsozialisten lancierten Reichsauffassung und dem Führerkult einerseits, und dem alten Reichsbild andererseits trat deutlich zutage und entlarvte die erstere als eine verzerrte Karikatur des anderen. Fest der Meinung, die alte, echte Idee ist im Herzen der Menschen immer noch gegenwärtig, beschloss Bergengruen seine Zeitgenossen daran zu erinnern.

Als man nach dem Krieg die gewichtige Frage nach einem friedlichen Nebeneinander europäischer Völker erhob und sie auch gleich in die Tat umzusetzen versuchte (am 05. Mai 1949 wurde Europarat gegründet, am 18. April 1951 Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl ins Leben gerufen), stellte der

⁵ Diesbezügliche Geschichte findet der interessierte Leser im autobiographischen Werk Werner Bergengruens *Dichtergehäuse*, Zürich 1966, S. 123-136.

Dichter fest, dass sein Text keineswegs an Aktualität verloren hat, und gab ihn in unveränderter Fassung in Druck. Seine Beweggründe fasste er so in Worte: „[...] das ist nicht zuletzt die gewaltige geschichtliche Aufgabe, die heute vor den abendländischen Völkern, ja, vor denen der Erde steht: die Pflicht, das Widerstrebende in höherer Zusammenfassung zu einen, wie sie im augustäischen Kaiserreich der Antike, im römisch-deutschen des christlichen Mittelalters ihre Vorformungen gehabt haben“ (a.a.O., S. 76).

Das Reich aus historischer Sicht

Das große Vorbild für den in Nationalstaaten gegliederten, sich andauernd bekriegenden Kontinent war für Bergengruen das alte Kaiserreich Karls des Großen, Friedrichs I. Barbarossas oder Ottos I. Dieses „Imperium ohne Imperialismus“ (ebd.), auf zwei ideologischen Pfeilern ruhend, „auf der Botschaft des Christentums und auf dem Weltfriedensgedanken des Kaisers Augustus, war die formende, bändigende Kraft des Abendlandes und berufen, dem Zerstörungsdrang der Barbaren, den zügellosen Egoismen der Stämme und ihrer Nachfolger, der Nationalstaaten, das Joch einer höheren, aus dem Geiste gewachsenen Ordnung aufzuerlegen. [Das Reich - A.S.] ist, im Gegensatz zum Begriff des Staates, nie als national begrenzt, ja, vielleicht nicht einmal als territorial begrenzbar, sondern als Versuch einer Dienstleistung an der gesamten Menschheit empfunden worden. [...] Das Reich galt als eine unmittelbare Schöpfung Gottes und als irdisches Vor- ausbild des kommenden Gottesreiches“ (ebd.).

Der Kaiser war in diesem Gebilde nur der „Träger der Reichsidee, das heißt: des Rechts- und Friedensgedankens“, der „Treuhänder Gottes und nach Gottvaters Bilde der Vater der Völker“ (a.a.O., S. 77).

Für das später vorzuführende poetische Konzept des vereinten Europa nach Bergengruenscher Art sind von dem hier kurz umrissenen Reichsbild zwei Gedanken festzuhalten: erstens, das Moment des Transzendenten – das Reich sei kein Menschenwerk, sondern eine Schöpfung Gottes und als solche berufen, die auf Recht und Frieden gestützte gottgewollte Ordnung auf seinem Gebiet durchzusetzen; zweitens, das Moment des Dienens: Das Reich war kein Selbstzweck, sondern ein zum Wohl aller Menschen erschaffenes Gebilde; demzufolge konnte der Kaiser *a priori* kein Besitzer des Reichs sein, nach Art der absoluten Herrscher, sondern lediglich sein erster Diener, ein ergebener Vollstrecker des göttlichen Willens. Diese Vorstellung knüpft direkt an das Gedankengut des Neuen Testaments. Beim letzten Abendmahl, als unter den Jüngern der Streit aufkam, wer von ihnen der Erste sei, schlichtete Christus den Zwist, indem er seine Sendung als Dienst an den Menschen bezeichnete, und die Jünger dazu aufforderte, ihre gegenseitige Relation auf diesem Prinzip aufzubauen.

Das Reich aus poetischer Sicht

Im Titelgedicht des Zyklus erinnert der Dichter unter Berufung auf literarische und biblische Texte an die mittelalterliche Auffassung vom Reich als Gottes Schöpfung und Abbild des kommenden Himmelreichs. Erst die Reichsidee hat die dunklen Wege der europäischen Geschichte erhellte und die Völker zum Bollwerk gegen Barbaren zusammengeschweißt. Der Dichter vergleicht Europa mit einem mächtigen Strom, der in seinem Bett einzelne Völker wie wilde, reißende Gewässer vereint und sie in das christlich-römische Erbe eintaucht. Nur dieses vereinte, getaufte Europa kann den Menschen ein friedliches Zusammenleben und äußere Sicherheit gewähren, dem Einzelnen günstige Bedingungen für seine Selbstentfaltung schaffen (a.a.O., S. 14). Aber der durch die Erbsünde gezeichnete Mensch, der seitdem das innere Drama zwischen Gut und Böse ständig durchlebt, verstrickt sich oft in Schuld, indem er diese ihn schützende Idee zerstört oder entstellt (a.a.O., S. 18f.). Dies war zum Beispiel bei der nationalsozialistischen Diktatur der Fall. In einer solchen Situation wird „der ewige Kaiser“ zur Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft (a.a.O.: 19), zum Symbol für die Unvergänglichkeit der gerechten Ordnung und Hoffnung auf ihre Wiederkehr.

Der Kaiser

Eine herausragende Rolle kommt in dem Reich dem Kaiser zu. Angefangen mit Konstantin, wurden römische und später deutsche Kaiser für Statthalter Gottes auf Erden gehalten, dazu bestimmt, die ihnen anvertrauten Menschen bis zum Tag des Jüngsten Gerichts anzuführen, an dem sie vor dem Schöpfer von ihrem Amt Rechenschaft werden ablegen müssen.

Um den hohen Rang und transzendenten Charakter des kaiserlichen Amtes zu unterstreichen, wird der Kaiser von Bergengruen oft mit einer der Personen der Heiligen Dreifaltigkeit verglichen; zum Beispiel im Gedicht *Nostra Culpa* erscheint der irdische Herrscher einmal als der große Urheber, der „das Gewühl“ zum geordneten Bild formt, das von Menschen Zerfetzte heilt, dann wiederum als König der Welt, um dessen Gestühl sich die Ersten wie die Letzten drängen, oder als gerechter Richter, der die zerstrittenen Völker zu versöhnen vermag, um sie dann nach Christi Vorbild „auf der gereinten Trift“ zu weiden. In dem Gedicht „Verwandler der Zeit“ tritt der Kaiser in der Rolle des Friedensstifters auf; er wird mit dem nie verdorrenden Ölzweig verglichen und für ein ordnungsstiftendes Urprinzip aller Dinge angesehen.

Aber die Fülle der Macht und der Herrlichkeit ist nur eine Seite der kaiserlichen Würde; ihre Kehrseite ist die Passion und das zu tragende Kreuz, die drückende Last der Verantwortung und des demutsvollen Dienens. In einem der Gedichte wird der Kaiser als Leidensträger angesprochen, der auserwählt wurde, um Not und Schuld aller Menschen auf sich zu nehmen und aus dem Leidenskelch zu trinken. Der Kaiserreife ist nichts anderes als die Dornenkrone, und wie diese

drückt sie ihrem Träger Christi Stigmate auf. Das Gedicht mit dem vielsagenden Titel „Fußwaschung“ enthält eine Art Herrscherethos, das mit seiner eindeutigen neutestamentarischen Bildhaftigkeit alle Zweifel ausräumt, welche Rolle dem höchsten Würdenträger im Reich zukommt: Der Höchste soll im Dienen wie der Niedrigste sein und der Führende wie der Untergebene.

Ordo

Der mittelalterlichen Tradition folgend, denkt Bergengruen das Reich als Abbild des *Ordo*, der in ihrem Wesen ewigen und sinnvollen, da von Gott erschaffenen Weltordnung. Die Idee der ewigen Ordnung nimmt im dichterischen Werk Bergengruens den zentralen Platz ein. Einer der Literaturwissenschaftler hat ihn deswegen den „immanent transzendenten Mystiker“ (Wipfelder 1969: 144) genannt und der Dichter selbst bezeichnete sich als „Offenbarmacher der ewigen Ordnung“ (a.a.O., S. 147).

Ordo bildet die Grundlage der materiellen und geistigen Wirklichkeit, durchdringt alle Seinsformen im Kosmos und spiegelt die Ewigkeit, Gott selbst wider, denn wie es in der Heiligen Schrift zu lesen ist: „Alles ist aus Ihm, durch Ihn und in Ihm“ und der Apostel Paulus sagt ergänzend: „In Ihm leben wir und bewegen uns, in Ihm haben wir unsere Existenz“.

Bergengruen sah den Menschen in dem Spannungsfeld der Polaritäten von Zeit und Ewigkeit, Chaos und Kosmos, Gerechtigkeit und Gnade, Macht und Recht wirken und vor allem wählen. Von Gott als freies Wesen erschaffen, wird der Mensch vor die Wahl gestellt, die ewige Ordnung anzuerkennen und sie zu wahren, oder zu verwerfen. Ein Ja zur *Ordo* bedeutet die Ausrichtung des Handelns an Gottes Geboten und zugleich die Annahme des eigenen Schicksals, wodurch der Mensch den inneren Halt, die metaphysische Geborgenheit zurückgewinnt und die ursprüngliche Einheit des Schöpfers und des Geschöpfes wiederherstellt. Die Alternative, die Entscheidung für die menschliche Ordnung also wirft den Menschen in den Strudel der Machtkämpfe und der scheinbaren Gerechtigkeit.

„Gemeinschaft“ versus „Gesellschaft“

Der deutsche Philosoph und Soziologe Ferdinand Tönnies, der Hauptbegründer der Soziologie als selbständiger Disziplin, konzipierte eine bis heute gelegentlich gebrauchte Unterscheidung zwischen ‚Gesellschaft‘ (zweckgerichtete Zusammenschlüsse) und ‚Gemeinschaft‘ (naturhaft-organische Verbände). Als ‚Gemeinschaft‘ bezeichnet er eine Menschengruppe, „in der es hauptsächlich auf die gefühlsmäßigen Beziehungen der Mitglieder zueinander ankommt, und nicht so sehr auf Interessen, die nach außen hin durchgesetzt werden sollen“ (Knoll 1985: 123). Der Tönnissche Begriff der ‚Gemeinschaft‘, der ursprünglich auf kleine Gruppen (primary groups) wie Ehe, Familie, Freundschaft und Nachbarschaft bezogen war, wurde bald von

Geisteswissenschaften aufgegriffen und auf große Menschenverbände wie Kirche oder Volk übertragen. In diesem Fall wird behauptet, dass die Gemeinschaft vom Einzelnen nur dann als Geborgenheit empfunden werden und ihn zum Über-sich-selbst-Hinauswachsen motivieren kann, wenn sie von Besonderheiten lebt, die ihre Mitglieder miteinander teilen und durch welche sie sich von anderen Gruppen unterscheiden (a.a.O.); hierzu gehören „gemeinsame Lebensinhalten (Arbeit, Beruf, Religion) und Schicksale (Not, Gefahr), die tiefere Schichten der Persönlichkeit erfassen“ und wesentlich übereinstimmende Verhaltensweisen (Gemeinsamkeit des Fühlens, Strebens, Urteilens) bewirken (Dtv-Lexikon 1997: 261).

Der polnische Philosophieprofessor Czesław Porębski setzt an die Stelle von „Besonderheiten“ die „für Gemeinschaft essentiellen Grundwerte“ als gemeinschaftskonstituierendes Moment. Porębski betont ausdrücklich, dass dieses geistige Fundament aus Werten besteht, die *illo tempore* gewählt wurden, in dem besonderen Zeitpunkt also, wo die Geschichte der Gemeinschaft erst beginnt. Der Wissenschaftler sieht in dieser zeitlichen Prämisse die grundlegende Voraussetzung für eine funktionierende Gemeinschaft, denn sie nimmt später, in den für sie wichtigen Momenten, bei folgenschweren Entscheidungen oder schwierigen Schicksalsprüfungen immer wieder auf den Gründungsakt Bezug und erlebt ihn immer wieder aufs Neue (Porębski 2003: 59f.).

Das Reich als Gemeinschaft

Das historische Staatsgebilde *Imperium Christianum* und später *Sacrum Romanum Imperium*, das Bergengruen in seinem Gedichtband poetisch wiederbelebt, kann wegen der geistig-mentalenen Gemeinsamkeiten seiner Einwohner durchaus als Gemeinschaft bezeichnet werden. Für den politischen, kulturellen und religiösen Zusammenhalt dieser Gemeinschaft waren vor allem christliche Glaubensgrundsätze verantwortlich, was die einschlägige Terminologie belegt.

Zum ersten Mal hat der angelsächsische Mönch Alkuin das Reich mit dem Christentum und Europa mit der Kirche gleichgesetzt. Der Lehrer und Vertraute Karls des Großen, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, äußerte 798 den Gedanken, dass Karls Macht von Gott kommt, wovon er die Verantwortung des Kaisers für den Schutz der Kirche und das Prinzip der kaiserlichen Suprematie über die gesamte christliche Welt ableitete (Czapliński [u.a.] 1981: 73).

Christianitas, wie die mittelalterliche Gemeinschaft von der modernen Historiographie genannt wird, um damit die Kompatibilität ihrer geistlichen und weltlichen Dimension zum Ausdruck zu bringen, schlug ihre Wurzeln bis in die intimen Tiefen der menschlichen Existenz und erzeugte dadurch bei ihren Mitgliedern das Zusammengehörigkeitsgefühl besonderer Art. Diese Art bewog den Dichter Bergengruen dazu, das Gebilde als „der geeinten Menschheit Bund mit Gott“ (Bergengruen 1951: 60) zu bezeichnen. Johannes Paul II. sagt von

diesem Phänomen: „Europa lebte eine Einheit von fundamentalen Werten in Vielfalt von nationalen Kulturen“ (Jan Paweł II 2005: 97).

Respublica christiana überdauerte Jahrhunderte und wurde erst durch die Reformation endgültig zu Fall gebracht, als sich Nationalstaaten bildeten und der universale Gedanke des Mittelalters durch das Prinzip der Staatsräson abgelöst wurde⁶.

Diagnose

Das alte, ehrwürdige Reich besaß demzufolge eine tiefgreifende, allumfassende, universale Dimension, die seiner Nachfolgerin, der Europäischen Union fehlt, auch wenn sie eine Zeit lang irrtümlicherweise unter dem Begriff ‚Gemeinschaft‘ funktionierte. In Wirklichkeit sollte sie aber eher ‚Gesellschaft‘ heißen, denn sie ist als ein Wirtschaftsbündnis von 25 Staaten, die sich gegenseitig den freien Verkehr von Waren, Personen, Kapital und Dienstleistungen sichern, *sensu stricto* ein ‚zweckgerichteter Zusammenschluss‘. Seit einiger Zeit wird sein Bestehen mit der Konkurrenzfähigkeit auf dem internationalen Markt, in erster Linie im Wettbewerb mit der Supermacht USA legitimiert, seine Entwicklungsrichtung mit den Anforderungen der weltweiten Globalisierung gerechtfertigt und über die Köpfe der EU-Bürger hinweg durchgesetzt. Dass inzwischen der Unmut des Volkes unauffällig answoll, haben die herrschenden Eliten übersehen.

Dabei hatten es Soziologen wie Politiker schon lange erkannt, dass die Schwierigkeiten des europäischen Integrationsprozesses nicht zuletzt darin liegen, dass die Gemeinsamkeiten seiner Bewohner für die meisten von ihnen nicht erlebt werden können, da es dem vereinigten Europa der Gemeinschaftsgeist abgeht. Bereits am 14. April 1992 warnte der Kommissionspräsident Jacques Delors in seiner Rede vor Kirchenvertretern: „Wenn es uns in den kommenden zehn Jahren nicht gelingt, Europa eine Seele, eine Spiritualität, einen Sinn zu geben, haben wir das Spiel verloren. Glauben Sie mir: Nur mit seinen juristischen Fähigkeiten und seinem wirtschaftlichen Know-how wird Europa keinen Erfolg haben“ (Homeyer 2005: 7).

Der Versuch, den Wirtschaftsraum Europa in eine politische Union zu verwandeln, ihr mit dem Verfassungsvertrag einen Geist einzuhauchen, ist 2005 gescheitert, und dies wurde damals von manchen Journalisten als Rückfall auf das Jahr null bewertet (Vgl. Beste [u.a.] 2005: 94). Damit ist die EU an einen Punkt gelangt, wo sie sich erneut, wie am Gründungstag fragen müsste, *quo vadis* Europa? Als Gesellschaft für gegenseitige Wirtschaftshilfe scheint der Verbund an seine Grenzen gestoßen zu sein. Die Stimmungen in Frankreich, Holland aber auch in Deutschland haben gezeigt, dass die Menschen der „Diktatur der Bürokraten“ (ebd.) aus Brüssel überdrüssig geworden sind, mehr Schutz vor

⁶ Über *christianitas* schreibt Grzegorz Ryś: Czy chrześcijaństwo zmieniło świat? In: *Znak* (8) 2003, S. 26-54.

rasanten wirtschaftlichen Veränderungen, dafür weniger allein an Profit orientierten Wettbewerb suchen.

Es wäre allerdings in diesem Zusammenhang zu fragen, was für ein Geist die EU beseelen sollte, und ob man damit nicht bereits vor beinahe sechzig Jahren hätte anfangen müssen, als das Fundament für das gemeinsame „Haus Europa“ gelegt wurde? Christlich gesinnte Politiker wie Alcide de Gasperi, Robert Schuman oder Konrad Adenauer, die nach dem Krieg die Idee des vereinten Europa in die Wege geleitet haben, erkannten sehr wohl die Notwendigkeit der Erneuerung auf der Basis der christlichen Grundwerte. Heutzutage wollen viele europäische Politiker von dem christlichen Erbe des Kontinents nichts mehr wissen, was ein Streit über die Präambel des Verfassungstraktats und vor allem sein Ausgang klar genug gezeigt hat. Übrigens sieht der Religionsphilosoph und katholische Theologe Romano Guardini in der negativen Haltung dem Christentum gegenüber das typische Merkmale der postmodernen laizistischen Kultur (Laizismus stellt *notabene* selbst eine zur Religion in Konkurrenz stehende Weltanschauung dar): Sie leugnet den christlichen Ursprung der Werte, die sie lebt, und hält sie für „allgemein menschlich“⁷.

Abschließend sollen zwei unbestrittene moralische Autoritäten zum Thema Europa das Wort ergreifen. Thomas Mann, Bergengruens Zeitgenosse und Fachkollege, ein genialer Dichter und leidgeprüfter Exilant hat am eigenen Leib erfahren, welche Bedeutung im Leben einer Gemeinschaft der Tradition zukommt und welche Kraft in ihr steckt. Er hat den Nährboden der europäischen Identität in der Antike, vor allem aber im Christentum erblickt:

„Sagt, was ihr wollt: das Christentum, diese Blüte des Judentums, bleibt einer der beiden Grundpfeiler, auf denen die abendländische Gesittung ruht und von denen der andere die mediterrane Antike ist. Die Verleugnung einer dieser Grundvoraussetzungen unserer Sittlichkeit und Bildung, oder gar ihrer beider, durch irgendeine Gruppe der abendländischen Gemeinschaft würde ihr Ausscheiden aus dieser und eine unvorstellbare, übrigens gottlob gar nicht vollziehbare Zurückschraubung ihres humanen Status, ich weiß nicht, wohin, bedeuten. (...) Aufgeregte Zeiten, wie die unsrige, (...) halten jeden Ernsteren und Freieren, der nicht nur im Zeitwind flattert, dazu an, auf die Grundlagen zurückzugehen, sie sich wieder bewusst zu machen und abweisend auf ihnen zu bestehen. Die Kritik, die das Jahrhundert am Christlich-Moralischen übt (...), die lebensgefühlsmäßigen Korrekturen, die es daran vornimmt, bleiben, so tief sie reichen, so umgestaltend sie wirken mögen, Oberflächenbewegung. Das Unterst-Bedingende, Bestimmende und Bindende, die kulturelle Christlichkeit des abendländischen Menschen als das Einmal-Errungen-Nie-zu-Veräußernde berühren sie gar nicht“ (Mann 1990: 461f.).

Auch Johannes Paul II., ein großer Befürworter des vereinten Europa und von Amts wegen ein Sprecher einer ganz beträchtlichen Gruppe der EU-Bürger, der

⁷ Diesem Problem widmet Guardini sein Werk *Das Ende der Neuzeit*.

Katholiken, hat immer wieder an die christliche Identität des europäischen Kontinents erinnert und davor gewarnt, sich leichtfertig von dieser Wurzel abzuschneiden, die unsere Kultur mit lebenswichtigen Säften versorgt. Das 20. Jahrhundert, so der Papst, wurde von destruktiven Ereignissen und politischen Systemen heftig durchgeschüttelt und geistig verwüstet. „[...] Europa an der Jahrtausendschwelle könnte man einen Kontinent von Verwüstungen nennen. Politische Programme, die sich allein wirtschaftliche Entwicklung zum Ziel setzen, sind nicht imstande, diese Wunden zu heilen. Sie können sie sogar noch mehr aufreißen“ (Jan Paweł II 2005: 124f.).

Literatur

- Bergengruen, W. (1951): Der ewige Kaiser. Graz: Schmidt-Dengler-Verlag.
- Beste, R. / Dohmen, F. u.a. (2005): Europa im Jahr null. In: Der Spiegel 23, 94-105.
- Czapliński, W. / Galos, A. / Korta W. (1981): Historia Niemiec. Wrocław: Ossolineum.
- Dtv-Lexikon(1997). Mannheim: Brockhaus, B. 6.
- Guardini, R. (1986): Das Ende der Neuzeit. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Homeyer, J. (2005): Erfahrungen und Perspektiven kirchlicher Arbeit auf europäischer Ebene. In: zur debatte 4, 6-8.
- Jan Paweł II (2005): Pamięć i tożsamość. Kraków: Znak.
- Knoll, L. (1985): Handbuch der Psychologie. Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag.
- Mann, O. (1968): Dichtung und Religion. In: Christliche Dichter im 20. Jahrhundert. Hrsg. von O. Mann. München: Francke Verlag, 9-54.
- Mann, Th. (1990): Meerfahrt mit „Don Quijote“. In: Rede und Aufsätze. Frankfurt/M.: Fischer, B. 1, 427-478.
- Porębski, Cz. (2003): Europa jako wspólnota. In: Znak 8, 55-77.
- Ryś, G. (2003): Czy chrześcijaństwo zmieniło świat? In: Znak 8, 26-54.
- Wipfelder, H.-J. (1969): Die Rechts- und Staatsauffassung im Werk Werner Bergengruens. Bonn: Bouvier.
- http://www.eu2007.de/de/News/Speeches_Interviews/January/0501-AA.html.
- http://www.eu2007.de/de/News/Press_Releases/January/1912AA.html.

Anna Szyndler

Czy wizja zjednoczonej Europy pozostanie tylko snem?

Streszczenie

Jak długo konstytucja Unii Europejskiej będzie stanowiła kwestię otwartą, tak długo debata na temat jej treści będzie stale aktualna, nawet jeżeli chwilowo temat ten nie okupuje pierwszych stron gazet, jak to miało miejsce przed dwoma laty. Twór polityczny o wielkości i znaczeniu Unii Europejskiej nie może funkcjonować bez dokumentu określającego polityczno-prawne podstawy jego istnienia. Jedną z kwestii spornych blokujących ustanowienie konstytucji, był ambiwalentny stosunek rządów narodowych do chrześcijańskiego dziedzictwa kontynentu europejskiego. Czy jednak można pominąć milczeniem religijne korzenie, z jakich wyrasta kultura Europy? Czy Unia Europejska może stawić czoła wyzwaniom przyszłości, odcinając się od korzeni swojej tożsamości? Analizując zapomniany już dzisiaj tomik wierszy niemieckiego pisarza Wernera Bergengruena, autorka powyższego artykułu spróbuje odpowiedzieć na pytanie, co stanowi jeden z wielu problemów integracyjnych Unii.